
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 66. Bromberg, den 29. März 1928.

Die beiden Ringe.

Roman von Minna Falk.

(12. Fortsetzung.

Zur Freude aller fiel am Tage vor dem vierundzwanzigsten Dezember Schnee. Alles und alles und alles war voll Weihnachtsstimmung.

Bei J. P. Schwansen war es den letzten Tag so knüppeldickevoll im Laden, daß es nicht nur mehr ein Schnack war von dem eigenen Wort, das man nicht verstehen konnte. Ein Durcheinander und Geschiebe war es, als hätte kein Mensch rings in der Gegend bis zu dieser Stunde Geld gehabt. Die meisten hatten es auch wohl nur schweren Herzens aus der Ecke gekriegt und hätten sich lieber noch dies und das verkniffen.

Wie Berge lagen die Waren auf den Ladentischen, es war kein Zwischendurchfinden mehr gegen Spätnachmittag, und leider wurden auch zweimal lange Finger gemacht.

Einmal war es nur ein Schwamm, ein Gummischwamm, aber — der Himmel soll einen bewahren! — es war eine Dame, die ihn in den Muff gesteckt hatte. Eine sehr gute Kundin und angesehene Frau aus der Stadt. Fritz Pitt, der erst Ostern in die Lehre gekommen war, hatte es gesehen, ließ alles stehen und liegen und rannte zum Chef.

Aber es gab eine arge Enttäuschung. Statt einer Belobigung wegen guten Aufpassens gab es so etwas wie einen Knuff. Was ihm denn einfiele, in dem Betrieb hier Aufsehen zu erregen! Er möchte gefälligst seine Augen haben, wo sie hingehörten und sich seine Leute ansehen!

Ganz begossen zog der Junge ab.

Der andere Fall lag ganz anders und völlig auf der Hand. Und die Frau mit dem Umschlagtuch wurde denn auch festgehalten. Sie hatte sich einen wollenen Unterrock unter den Arm geklemmt, und das eine Band hing etwa ein Viertelmeter unter dem Tuch heraus. Da konnte natürlich gar kein Irrtum aufkommen. Einen warmen Unterrock stehlen bei kalter Jahreszeit, das war auch an und für sich schon eine handfeste Sache. Da faßte man einfach zu. Aber ein Nerzmuff und ein Gummischwamm! Den konnte die Dame sich alle Tage kaufen. Und selbst wenn sie ihn aus Versehen eingesteckt haben sollte, konnte es sich höchstens um Kleptomanie handeln.

„Man muß die Dinge nehmen, wie sie sind, und nicht, wie sie sein sollen," betonte Schwansen immer wieder.

Im übrigen wurde schnell wieder zur Tagesordnung übergegangen; es war keine Minute Zeit übrig.

Punkt sechs Uhr sollte geschlossen werden, war tags zuvor am Familientisch vereinbart worden. Daran war aber nicht zu denken. Da fingen die Kunden noch mit an, sich selbst zu bedienen. Gute Bekannte waren schon mit hinter den Ladentischen, und wer sein Paket hatte, ging aus der Tür, als hätte er etwas geschenkt gekriegt. Es war ein Kaufmannsparadies.

Erst nach acht Uhr verließ der letzte Kunde den Laden, in dem es beinahe aussah wie auf einem Trümmerfeld.

J. P. legte aber selbst feste Hand mit an und sagte kameradschaftlich: „Wir wollen bloß obenher glattlegen, was uns verderben kann, und sonst bleibt der ganze Zauber bis nach dem Fest liegen. Eins, zwei, drei: Hemdsärmel hoch!"

Das ging wie am Schnürchen. Der blanke Eifer lief umher, als sei er seiner selbst wegen da.

Nur Franz kam nicht auf seine Kosten. Er war laut Verabredung bald nach dem Nachmittagskaffee im Hause der Braut erschienen, aber er mußte sich die Minuten mit Hedwig buchstäblich zusammenlungern.

„Das ist ja keine Art," sagte Tante Tesche oben in der braunen Stube zu Frau Kolck, „daß Hedwig noch bis zur letzten Minute überall mit zufassen muß. Ihre Mutter sagt aber, die Anzeige stehe ja erst heute abend im Blatt."

„Ja," sagte Dorette Kolck mit ihrem lieben, gütigen Lächeln, „das wird Franz auch wohl einsehen, daß es nicht gut einzurichten ist, ein Paar Hände wie Hedwigs Hände freizumachen, wo nun alles drunter und drüber geht im Hause. Es ist eben ein Geschäftshaus. Und die zwei haben nun ja die Feiertage vor sich."

„Ja," sagte Tante Tesche, „die Einsicht ist immer das Beste und das Billigste. Damit kommt man um die scharfkantigsten Ecken und durch den dicksten Dreck. Und was die Feiertage angeht, so will ich nur hoffen, daß wir Stühle genug haben."

Die beiden Frauen sahen sich an und wußten, was die eine an der andern hatte. Vor dieser Tür hörte der Wellenschlag auf.

Und am andern Ende vom Flur, eine Treppe höher, öffnete sich eine im Wogengang, und Käte trat mit Axel heraus und sagte so hellkehlig, als hätte sie nie Leid gehabt: „Der Mensch ist doch ein wunderbarer Betrieb, Bruder! Was man alles in sich sitzen hat! Ich glaube, man sitzt voller Antennen. Aus allen Ecken schreit es: „Achtung, Achtung!" in mir. Dieser Mischmasch von Duft allein genügt schon, um mich aus Rand und Band zu bringen. Das Brat- und Backwerk — und die Blumen, die Blumen. Diese vielen, vielen Blumen!"

„Ich freue mich, daß man trotzdem die Tanne noch riecht", sagte Axel.

„Ja, Junge, die würdest du auch nicht gerochen haben ohne Tante Tesche", lachte Käte. „Sie flitzte durch das ganze Haus mit ihrem glimmenden Zweig. Du hättest sie bloß sehen müssen! Natürlich wollte sie nicht wahrgenommen sein. Sie hatte Filzlatschen an und guckte immer erst um die Ecken, ehe sie angetattelt kam. Fliegen wie ein Engel kann sie doch nicht."

„Wart nur, du Racker!" sagte Axel und griff nach seiner Schwester, die ihm entwischen wollte.

„Ich weiß," sagte Käte und rang ein bißchen im Scherz mit dem Bruder, um loszukommen, „ich bin ein schlimmes Muster und finde selbst keinen Namen für mich, der kraß genug wäre. Racker ist noch gar nichts, Axel."

Käte wurde unterbrochen. Es kam etwas mit so fürchterlichem Gepolter die Treppe heraufgestürzt, als würden Kegel geschoben, und der kurze, dicke Vierbeiner schnaufte und bellte auch dazwischen.

Die Geschwister eilten hin, kamen aber kaum bis an den Absatz, da jagte Henny ihnen schon entgegen. Beide Arme voller Pakete, und Max in ungeheuerlicher Aufregung hinterdrein. Und schon kugelten die zwei noch einmal übereinander, weil das Verkehrshindernis nicht vermutet worden war. Sechs Schinkenteller rollten über den Flur und unter die Schränke, und Henny prustete im Erheben: „So ein Schwein! Die Weckgläser sind wieder heil geblieben! Hete sollte mich doch nicht sehen, just kam sie aus der Küche herauf. Mensch, sind wir gelaufen! Guckt doch mal her, auch ein neues Schaumschlägerdings habe ich. In zwei Minuten Schlagsahne. Da kann man nachher lecken auf der Brückenstraße! Und was ihr dumm dasteht! Alles von meinem eigenen Taschengeld gekauft! Mir hat kein Mensch

was zugesteckt! Und was unsere Braut mehr kriegt, kriegt ihr weniger!"

Und damit waren sie und Max auch schon um die Ecke mit ihrem ganzen Krempel.

„Hast du die Augen gesehen?" sagte Käte. „Was die blitzten! Ich hätte mich mit hinschmeißen mögen bei den beiden. Schade um jedes Jahr, das vorüber ist!"

Axel ging ans Flurfenster, drückte die Nase an die Scheiben und stellte fest, daß immer noch Schnee fiel. Es war wohl eben ein Zug angekommen; er sah im Schein des Straßenlichts, daß noch Leute mit Koffern und Taschen durch den Schnee stapften. Nur gut, daß Anna nicht gekommen ist mit Kind und Kegel, dachte er.

Anna hatte geschrieben, sie wollten mit einem guten Glas auf Hetes Wohl anstoßen, und vielleicht käme es dann nachher mit der Hochzeit besser aus, daß sie dabei sein könnten.

Axel seufzte auf. So recht tief, und als hätte er Wunder was für Not durchzuholen.

„Wer wird denn bloß!" sagte da eine Stimme neben ihm. „Und knapp vor der Bescherung!" Es war Hedwig. Mit einem Arm voll Servietten.

„Du gehst wohl auf Kellnerschuhen umher", sagte Axel. „Und nicht mal ein Brett hat geknackt. Hete, Hete, wenn du es so bis an die beiden bekränzten Stühle treibst, fällt dir schon bei der Suppe der Löffel aus der Hand. Da ist nun doch so viel fremde Hilfe heute — kannst du als Braut nun nicht mal ruhig eine halbe Stunde bei Franz sitzen, ehe sie euch alle in die Mitte nehmen?"

„Das verstehst du nicht, Axel", sagte die Schwester. „Fremde Leute wissen nirgends Bescheid. Und sieh nur mal, wie sich Mutter schuftet! Da kann man sich noch verkriechen als junger Mensch? Und dabei hat sie die Beine voll Krampfadern."

„Dann stellt Käte doch mehr an!" sagte Axel ärgerlich.

„Käte ist Besuch. Und außerdem stellt sie sich selbst schon immerfort an. Alle Laufereien hat sie besorgt. Und bald ist sie oben und bald unten und springt ein, wo es am meisten not tut. Dafür kennst du unsere Käte doch."

„Ja, das ganze Haus steht Kopf."

Hedwig war schon ein Stück weg, kam aber noch einmal zurück, legte die Servietten auf einen Klapptisch, faßte dem Bruder auf die Schultern, sah ihm ins Auge und sagte: „Weißt du, wer zum Fest an mich geschrieben hat? Ohne natürlich von der Verlobung etwas zu wissen. Deine kleine Weißblonde aus Büsum! Und ist es nicht komisch, Axel? Ich kann mir immer wieder gar nicht denken, daß ich gemeint bin. Wir paßten wohl ganz nett und haben uns die letzten Tage auch noch näher berochen, aber im Grunde will das Mädchen doch den Mann. Die hat sich in unsern Brillenkieker verliebt. Und warum auch nicht! Man sagt doch, daß Gegensätze sich anziehen."

„Man sagt viel", sagte Axel. „Willst du mir wohl glauben, daß ich mir das puppenhafte kleine Wesen schon gar nicht mehr vorstellen kann? Es muß die Büsumer Luft gewesen sein, daß ich auch mal dazwischen kam. Mit mir wäre eine Frau betrogen. Auf die Dauer könnte sie mir doch nicht über meine Bücher gehen."

„Hete!" scholl es über den Flur.

„Ja, Mutter — — —"

*

Axel ging durchs ganze Haus und suchte Franz. Und er fand den Schwager schließlich in einer Abseite hinter dem Laden bei dem Hausburschen. Die zwei knoteten friedlich Strippen miteinander zusammen und legten Papier glatt.

„Was soll man machen?" sagte Franz. „Man tut, was man kann, um nicht immerfort müßig herumzustehen und damit der Tanz hier unten endlich ein Ende hat. Nachher macht alle miteinander, was ihr wollt, — ich setz' mich mit meiner Braut unter den Weihnachtsbaum."

Tatsächlich, dachte Axel, ein guter Kerl ist er.

„Du solltest dir das nicht gefallen lassen, Franz," sagte er. „Nimm dir einfach deine Braut, wo du sie findest, und seht euch erst einmal für euch allein eure große Blumenpracht an, bevor euch die andern das Beste herunterriechen! Die halbe Stadt hat euch ja bedacht."

Franz strahlte. „Wie nett heimlich unsere Verlobung geblieben ist, nicht, Axel?"

„Ja", sagte Axel und lächelte auch, „die Anzeigen hätten wohl gespart werden können."

*

Es war dann beinahe einhalb zehn Uhr geworden, bis man endlich zu Tisch saß, und Reden sollten denn auch nach gemütlichem Übereinkommen nicht geschwungen werden in Anbetracht der vorgerückten Stunde.

Das sehr wohlgelungene Mahl wurde daher nur wenig respektiert. Und Claudius Theodor Kolck meinte, die beiden Gänse streckten ihre Beine geradezu verzweifelt zum Himmel. Eigentlich ließen es sich nur die beiden Schwiegerväter schmecken. Die ganze übrige Gesellschaft war nicht bei der Sache.

Es ging sehr lebhaft zu, und Henny, die ihrem Vater gegenübersaß und es gut mit ihm konnte, hatte ihm schon wiederholt ein Auge gekniffen.

Die Tafel wurde denn auch viel früher aufgehoben, als es bei solchen Anläßen üblich ist, und gemeinsam wurden dann zunächst die vielen Blumenspenden nochmals in Gründlichkeit besichtigt, während der Herr des Hauses die Kerzen an der Tanne entzündete.

Es war ein Baum bis an die Decke und des Doppelfestes wegen so voller Kerzen, daß keiner sie zählen konnte.

Das Zimmer lag in einem wunderschönen Licht, und es war ein Raum, der sich sehen lassen konnte. Er lag im ersten Stock und wurde ein wenig unbescheiden Saal genannt. Das ging, wie gesagt, eine Kleinigkeit zu weit, aber die vielen aufgebauten Tische kamen gut unter, sechs zu sieben Meter Platz war immerhin.

Der Baum selbst war außer der etwas reichen Kerzenpracht keineswegs überladen. Die drei Schwestern hatten ihn angeputzt und hatten sich mit Tannenzapfen, Schnee und Stanniol begnügt. Ganz modern. Und von allem das richtige Mittelmaß.

Henny hatte sich allerdings zuletzt noch einen kleinen Scherz erlaubt, und zwar ohne daß jemand es gewahr geworden wäre. Aus dem Bett heraus hatte sie sich noch einmal in das dunkle Zimmer geschlichen und hatte für das Brautpaar Hosenträger und einen mächtigen roten Plüschpantoffel hineingehängt. Und zwar waren ihr bei der Prozedur ihre Kletterkünste gut zustatten gekommen, denn sie hatte die Gegenstände statt eines Sterns ziemlich an der Spitze angebracht. Sie hingen wundervoll da oben.

Die Wirkung konnte gar nicht ausbleiben, und die Heiterkeit war denn auch groß.

Franz sagte in fröhlichster Feststimmung? „Was unsere Lütte für einen feinen Riecher hat! Du hast uns durchschaut, Henny! Es macht aber nichts, ich will mich wohl regieren lassen." Und damit hatte er seine Hete auch schon im Arm und gab ihr bei versammelter Familie einen kräftigen offiziellen Verlobungskuß und holte mit einer herbeigeschafften Gardinenstange unter allgemeinem Hallo die Attribute herunter und legte sie Hete zu Füßen.

Hedwig tat mit, und alles klappte und griff ineinander.

Das Brautpaar — vornehmlich aber die Braut — war bedacht worden, daß man zwei große Tische hatte zusammenstellen müssen. Hedwig hatte von ihren Eltern sozusagen einen ganzen Stand Wäsche aufgebaut bekommen. Und von den Schwiegereltern Kolck Silber. Familiensilber. Einen kleinen, mit Samt ausgeschlagenen Schrank, der an Löffeln und Bestecken so reichlich in sich barg, daß ihr das Blut vor Beschämung bis unter die Haare stieg.

Das Geschenk vom Bräutigam war auch sehr kostbar. Franz legte es seiner Braut an, nachdem sie alles andere besichtigt hatte. Es war eine Armspange aus dem siebzehnten Jahrhundert. Handgearbeitete Goldrosetten und als Schloß lauter winzig kleine Rosettchen. Man mußte sich hinsetzen, um das Werk zu besehen und sich in die Arbeit hineinzudenken, und wurde doch nicht fertig.

„Die kleinen Blätter zählen wir nachher alle", sagte Franz. „Wir setzen uns dabei hinten bei Mutter Schwansens Staubsauger in die Ecke, da kann uns beinah' kein Mensch sehen. Höchstens Käte und Henny. Aber das laß sie denn! Zeig mir nun mal, was ich von dir krieg'!"

Hedwig hatte eine Decke gestrickt. „Wie soll' man da mitkommen!" sagte sie. „Ich hab' es mir so viel überlegt, womit ich dir wohl am meisten Freude machen würde. Und dann wurde es die Decke. Ich hab' sie doppelt gestrickt, Franz, und recht vollkommen. Du kannst dich ganz darin einwickeln bei deinen Fahrten über Land."

Franz war ganz gerührt über die vielen eigenhändigen Maschen und sagte, daß er bereitwillig für jede einen Kuß bezahlen wolle. Er redete sich so in Übermut, daß seine Mutter, die auch ein Wort zu dem schönen praktischen Geschenk sagen wollte, vorläufig nicht zu Worte kam und daß er sich zuletzt in die Decke einrollte wie in ein Paket.

Es war des Jubelns und Besehens kein Ende, und doch, wenn man um den nächtlichen Besuch von Tante Tesche wußte, den sie ihrer Nichte Hedwig machte, hätte man trotz aller Häufung der Dinge annehmen müssen, daß das alte Fräulein sich am meisten gefreut hätte.

Aber davon merkte kein Mensch etwas. „Mein Gott, Kinder, das eingesperrte kleine Tierchen," sagte sie, „hier in all dem Lärm und Licht! Ich will den kleinen Vogel doch man schnell in meine Stube tragen."

Und damit zog sie auch schon ab mit ihrem Raub.

Hete hatte nichts verraten, und Frau Schwansen konnte sich nicht enthalten zu sagen: „So ein verrückter Einfall aber auch! Noch dazu, wo Tante Tesche so püttjerig ist. Vögel fressen und schmutzen doch den ganzen Tag. Da kommt sie nun ja gar nicht mehr zur Ruhe und aus dem Wischen heraus." —

(Fortsetzung folgt.)

Johann Sebastian Bach bei Friedrich dem Großen.

Geschichtsminiatur von A. Iwars=Wien.

Der König legte, sichtlich unwillig, die Flöte in das silberne Samtetui zurück.

„Jetzt habe ich es Ihm schon öftermalen gesagt, Bach, daß ich Seinen Vater sehen und spielen hören möchte. Er kann ihm schreiben, daß mir seine neuesten Kompositionen fürtrefflich gefallen, daß ich ihn aber auch selbst in Potsdam sehen möchte und, wenn er nicht gutwillig kommt, durch ein Piket Husaren werde holen lassen.“

Der Kammermusikus Emanuel Bach verneigte sich vor der königlichen Laune. — „Majestät, halten zu Gnaden, mein Vater ist alt und nicht mehr rüstig genug zur beschwerlichen Reise, auch hält ihn sein Beruf als Musikdirektor und Kantor der Thomasschule in Leipzig von einer Reise zurück.“

Der König stampfte leicht mit dem Fuße auf. „Das sind alles nur Narrenspossen. Glaubt Er, Bach, Seinen König vexieren zu können. Ich sag Ihm, Sein Vater kommt nach Potsdam, weil ich etwas von seinem Genie selbst hören will. Übrigens sein Bruder, der Friedemann, muß auch mitkommen. Der soll ein unruhiger Kopf, aber ein Musikgenie sein. Ich will ihn hören, und Resolution fassen, ob ich etwas für ihn tun kann.“

Der Hofcembalist Emanuel Bach verneigte sich noch tiefer. Trotz seines Unwillens über die Nichterfüllung seines Wunsches zeigte sich der König noch gnädig. Emanuel hatte seinem Vater wiederholt geschrieben und ihm den Wunsch des Königs, den Altmeister deutscher Tonkunst zu hören, mitgeteilt. Johann Sebastian Bach aber scheute die Unbequemlichkeiten der weiten Reise und ließ alle Äußerungen des Königs unberücksichtigt. Jetzt half aber diese Vogel-Straußpolitik nicht mehr. Der König hatte zu bestimmt gesprochen. Wenn auch die Drohung mit dem Piket Husaren nicht wörtlich zu nehmen war, Machtmittel standen dem König reichlich zur Verfügung. In diesem Sinne schrieb Emanuel nach Hause, wo der Brief große Bestürzung hervorrief. Johann Sebastian Bach kränkelte seit Jahren und war eben der stillen Beschaulichkeit seines Lebensabends froh geworden. Die Reise während der ungünstigen Jahreszeit konnte seiner Gesundheit schaden. Andererseits war der Wille des Königs zu respektieren, besonders im Hinblick auf Emanuels Stellung. So machte Meister Bach mit raschem Entschluß allem Zweifel ein Ende. Die Sorge um Emanuels Zukunft verscheuchte jede Bedenklichkeit. In aller Eile traf er die Vorbereitungen zur Reise. Die schönsten Kleider, Perücken und Schmucksachen wurden mitgenommen. Der Meister wollte würdig vor dem König erscheinen. So rollte schon am Morgen des zweiten Tages der gemietete Reisewagen aus Leipzigs Toren auf holperigen Wegen dem fernen Ziel entgegen.

Im Potsdamer Schloß waren alle Vorbereitungen zu den allabendlichen Musik-Aufführungen getroffen. Die Gäste hatten sich eingefunden, die Musiker warteten an ihren Pulten. Emanuel Bach saß am Klavier. Der Kapellmeister Graun hielt den Taktierstock in der Hand, den Blick auf den König gerichtet, der sich noch mit einigen Gästen unterhielt. Gerade als der König nach der Flöte greifen und das Zeichen zum Beginn des Konzertes geben wollte, trat der diensthabende Ordonnanzoffizier ein und überreichte den Rapport mit den Namen der tagüber in Potsdam eingetroffenen Fremden. Kaum hatte Friedrich einen Blick auf die Liste geworfen, als er freudig ausrief: „Bach! Sein Vater ist gekommen. Wir wollen mit dem Konzert auf ihn warten.“ Dem Ordonnanzoffizier gab er Order: „Magister Bach soll gleich herkommen, im Reisekleid, wie er geht und steht.“ Der Offizier grüßte und klirrte in scharfer Wendung ab.

Meister Johann Sebastian Bach, der in der Wohnung seines Sohnes Emanuel abgestiegen war, hatte es sich, von den Anstrengungen der Reise ermüdet, eben bequem gemacht und wollte sich zur Ruhe begeben, als der Ordonnanzoffizier den königlichen Befehl überbrachte. Der alte Meister schüttelte den Kopf: „Das geht doch nicht, Herr Leutnant. Ich kann Seiner Majestät nicht im Reisekleid aufwarten. Mein Gepäck ist noch nicht geöffnet. Seiner Majestät meine untertänigste Devotion, und ich würde morgen um die Gnade einer Audienz bitten.“

Der preußische Offizier maß ihn mit Blicken, in denen sich ungemeines Erstaunen mit höchster Geringschätzung mischte. „Hat Er gehört, Magister, oder was Er ist. Seine Majestät hat befohlen. Wenn Er sich nicht gleich zusammen packt und mit mir kommt, lasse ich Ihn durch Musketiere zum Schloß eskortieren.“

Der alte Meister, nur an die Schmeicheleien der Großen gewöhnt, war sprachlos über des Leutnants rauhes Verhalten. Er wollte widersprechen, sich auf seine Künstlerschaft berufen, da flüsterte Friedemann, welcher der Szene stumm und schweigend beigewohnt hatte, dem Magister ins Ohr: „Wir müssen uns fügen, Vater, denk an Emanuel.“ Unwillig hängte Meister Bach den Reisemantel um die Schultern und folgte, gestützt auf Friedemanns Arm, dem Offizier, der sie durch die dunklen Straßen ins Schloß führte. Er meldete seine unfreiwilligen Begleiter an, die der König huldvoll empfing. Trotz der freundlichen Worte Friedrichs, der sein Machtgebot mit der Ungeduld, den größten Musiker seiner Zeit kennen zu lernen, erklärte, fühlte sich Magister Bach bei jedem Blick in den Spiegel verlegen und unbehaglich. Sein bestaubtes Reisekleid, die zerraufte Perücke stachen zu gewaltig gegen die Eleganz der übrigen Gesellschaft ab. — Er entschuldigte seine mangelhafte Toilette mit der Barschheit des Offiziers, der ihn förmlich als Gefangenen mitgeschleppt, und beschwerte sich über dessen unartiges Benehmen. Der König nahm bedachtsam eine Prise, klopfte auf den Deckel seiner Dose und meinte lächelnd: „Der Leutnant von Zirkwitz tat nur seine Pflicht. Er hatte seine Order und mußte parieren. Meine Offiziers verstehen von Musik höchstens den Dessauer oder Hohenfriedberger Marsch. Da konnte auch der Name Bach keinen Eindruck machen. Die Soldaten sind meine Noten, die nur ich spielen kann. Der Magister muß deshalb nicht bocken wegen des Intermezzos, kann dafür meiner Consideration und Admiration versichert sein.“ Friedemann, der hinter seinem Vater stand, konnte nur schlecht ein Lächeln verbergen, was der alles sehende König übel vermerkte. Er hörte trotzdem des Meisters Versicherung von submissester Verehrung und devotester Rührung leutselig an und bat ihn dann, sämtliche im Schloß befindlichen Klaviere zu versuchen, um auf dem besten seine musikalische Kunst zu bewähren. —

Unter Vorantritt zweier Pagen mit Wachsfackeln gingen der König und der Magister, denen die ganze Gesellschaft rangweise geordnet folgte, durch die verschiedenen Räume, in denen Silbermannsche Klaviere standen. Bach probierte sie durch, um sich schließlich für das Klavier im Konzertsaal zu entscheiden, das er für das klangreichste erklärte. Er führte auf diesem Instrumente ein vom König gegebenes Fugenthema aus dem Stegreif durch und fand allgemeine Bewunderung. Auf des Königs Wunsch improvisierte er noch eine sechsstimmig ausgeführte Fuge, womit er seine Meisterschaft glänzend bewährte. Dann spielte auch Friedemann, dessen großartige aber düstere Phantasien auf der Geige zwar große Wirkung erzielten, aber nicht den Beifall des Königs fanden.

„Der Friedemann“, sagte er zum Magister, „ist ein genialischer Kopf, aber ohne Zucht und Ordnung, was ihm noch das Leben zerstören wird.“ Eine Weissagung des großen Menschenkenners, die sich buchstäblich erfüllte. —

Während des Potsdamer Aufenthaltes mußte der Magister Bach dem König auch als Orgelspieler seine Kunst beweisen und wurde beim Abschied mit lobender Anerkennung überhäuft. — Trotz der anfänglichen Disharmonie dachte Bach später gerne an den Potsdamer Aufenthalt zurück und widmete dem König das unter dem Titel „Musikalisches Opfer“ bekannte Werk. Es enthält das von Friedrich gewählte Fugenthema in drei- und sechsstimmiger Durchführung, mit anderen kanonischen Bearbeitungen und ein Trio für Flöte, Violine und Baß.

Fromme Verbrecher.

Indische Skizze von Hannah Fechner=Rhiem.

Tief im Urwald verborgen, im Bezirk Scholapur, an den Hängen des Satpura-Gebirges, liegt das Dörflein Sawa. Fast zu klein, um „Dorf“ zu heißen, eine Gruppe verwahrloster Hütten, nur aus Lehm, mit Palmenzweigen gedeckt! Eine dicke Dornenhecke umgibt die Siedlung, denn die Bewohner müssen stets des Angriffs von Raubtieren gewärtig sein. Die ehrenwerte Polizei von Scholapur ist stillschweigend übereingekommen, das Dörflein zu meiden, um sich Mühe und Ärger zu ersparen. Denn die Einwohner sind Mahars und gehören einem der Verbrecherstämme an, die immer noch zerstreut hier und da in Indien hausen.

Gopal und Govindu, ein Zwillingspaar, waren die Schlausten und Kühnsten, die Führer im Dorf. „Morgen ist das Fest der Lakschmi, o Bruder, laß uns nach Pandharpur in ihren Tempel wallfahren, ihr Opfer zu bringen, daß sie uns und die Unsrigen beschütze, unseren Vorhaben Gedeihen schenke. Sie, die Mutter des Reichtums und Wohlstandes, wird unsere Opfer nicht verschmähen“. In den Nachtstunden brach das Brüderpaar auf, begleitet von den Segenswünschen des ganzen Dörfchens.

Als die Sonne feierlich, glühend rot über dem Horizont erschien, standen die beiden unter der Menge am Tempelflusse.

wateten bis zur Brust in die rosig schimmernde Flut, Gebete murmelnd, sich mit dem heiligen Naß besprengend. Viel Volk war aus der nahe gelegenen Stadt hierher gewallfahrt. Denn wohnte nicht hier, in dem klobigen Tempel mit der konischen Spitze, Lakschmi, die ihnen Wohlstand und Gelingen sicherte? Fromm nahten sich auch die Brüder, erflehten den Segen der Göttin für ihre Raubzüge und Plünderungen. „Im Namen Bhagnaus, Brüder, lange haben wir uns nicht gesehen", ertönte hinter ihnen eine Stimme. Bhima war es, der Stammesgenosse aus dem Dorfe Sangola jenseits des Flusses. Darob große Freude, zahllose Umarmungen. Die Herzen der Brüder schlugen höher, denn hatte Bhima ihnen nicht seine zwei Töchter zur Ehe versprochen? Sollte nicht die Hochzeit gefeiert werden, sobald genug Beute vorhanden war? „Nicht lasse ich euch, o Gopal und Govindu, ihr müßt mit mir kommen nach Sangola, und unser Herz wird kühl werden wie in der Regenzeit." Unschwer ließen sich die Brüder überreden. Unter die festliche Menge sich mischend, glitten sie bald auf der Fähre über den Fluß. Aber wo waren ihre wachen Ohren, ihre scharfen Augen? Dattu, der Polizist, erkannte sie mit plötzlichem Zungenschnalzen der Überraschung und rannte spornstreichs in die Stadt, um Anzeige zu machen, das berüchtigte Brüderpaar sei mit Bhima, dem Komplizen, nach Sangola gefahren. Aufregung herrschte unter der Polizei. „Jetzt haben wir sie in der Falle", frohlockte man. Neun Polizisten unter einem Konstabler wurden beordert, sich auf Schleichwegen nach Sangola zu begeben.

Indes feierte alles im Hause Bhimas. Die Mädchen, dem Fest der Göttin zu Ehren in bunten Gewändern, mit blumengeschmückten Häuptern und antimongeschwärzten Augen, mit Goldschmuck auf der braunsamtenen Haut, empfingen ihre Vettern und Liebhaber. Bhimas Weib, die dicke Deschia, bereitete das Mahl im Hause mit den Töchtern, während die Männer draußen im Schatten des Banyanbaumes saßen, plaudernd, die Wasserpfeife rauchend. Sie sahen nicht die Späher jenseits der Kaktushecke. Fröhlicher und lauter wurden die Männer unter dem berauschenden Einfluß des Palmenweines. Nun war das Mahl fertig. Die Sonne glühte, und alles freute sich des Schattens, des gastlichen Hauses. Plötzlich ertönte eine Stimme: „Heraus aus dem Hause, oder wir schießen!" Wie junge Panther sprangen die Brüder auf. „Hier Mädchen, nehmt die Messer, du Deschia, die Axt. Keine von euch geht hinaus und zeigt das Gesicht den mohammedanischen Hunden." — Drei waffenlose Männer gegen zehn mit Gewehren versehene? Aber wie der Blitz sprangen Gopal und Govindu mit Bhima auf die Angreifer, schlugen ihnen die Waffen aus der Hand, umschlangen die Männer mit ihren sehnigen Leibern, daß sie kraftlos niedersanken. Ein Handgemenge entstand. Wie Tiger kämpften Gopal und Govindu, stachen mit ihren Messern, hieben mit ihrem Beil, als sie sahen, daß die Polizisten in das Haus drängten. „Mädchen, wehrt euch, laßt sie nicht hinein", schrie Gopal, und mit dem Kolben eines eroberten Gewehres schlug er den Eindringling mehrere Male auf das Haupt, daß dieser leblos zusammensank. Unterdes waren Dorfgenossen herbeigeeilt, um mit den Stammesgenossen gegen die verhaßte Polizei gemeinsame Sache zu machen. Da knallte ein Schuß, und Gopal, der Starke, der Junge, sank röchelnd zu Boden. Das entflammte die Wut der Mahars. Sie stürzten sich auf die Polizei, entrissen ihnen die Gewehre, knebelten und banden sie.

Da erschien Mani, Gopals Braut, in der Tür des Hauses, ihre Augen flammten: „Gopal, mein Bräutigam, Gopal, mein Herr, höre mich! Ich folge dir, Gopal, mein starker Mann." Stumm standen die Mahars, als Mani, über den Leichnam des Geliebten hingeworfen, das scharfe Messer sich in die Brust stieß, daß die Rosen ihres Blutes ihn und sie bedeckten. Aber schon erscholl der geschlossene Tritt einer herannahenden Polizeiabteilung, denn einer war entflohen, Kunde in die Stadt zu bringen. Die Mahars sammelten sich im Nu, nahmen die beiden Leichen und verschwanden vom Schauplatz. Als die Polizeimacht anrückte, fand sie nur die geknebelten Kameraden und Bhimas Haus in Flammen.

Nachts aber türmten die Mahars einen Scheiterhaufen, weit draußen in der Dschangel, an den Ufern des Tapti, verbrannten die Körper der Liebenden und streuten unter frommen Gesängen ihre Asche in den Fluß.

Vielen teile deine Freuden, allen Munterkeit und Scherz,
wenig Edlen deine Leiden, Auserwählten nur dein Herz.

Salis Seewia.

*

Tue nur jeder seine Pflicht, statt über anderleuts Pflichten zu schwatzen.

Dehmel.



Bunte Chronik



* **Mutterliebe bei Tieren.** Mutterliebe, dieses geheimnisvolle Band, das die Mutter mit ihrem Kinde verknüpft, ist durchaus nicht nur den Menschen eigentümlich. Auch in der Tierwelt finden wir diese Eigenschaft stark ausgeprägt, ja vielleicht dort noch stärker. Wenn man Tiere beobachtet, sei es im Zoologischen Garten, sei es in der freien Natur, dann wird man erstaunt sein, wie stark sich solch eine Tiermutter an ihr Junges gebunden fühlt, wie sie in einer geradezu rührenden Weise für ihr Kind sorgt und sich selber vollkommen dabei vergessen und aufopfern kann. Wenn wir z. B. von „Affenliebe" sprechen, um Fälle besonders auffallender und übertriebener Mutterliebe zu bezeichnen, so ist das durchaus nicht unberechtigt; denn die Affenmütter sind, so lange ihre Jungen noch schwach und unbeholfen sind, dauernd um sie bemüht. Bald lecken sie das Kleine, bald nehmen sie es in ihre Hände, so daß man den Eindruck hat, als wollten sie sich an ihrem Anblick erfreuen, bald schaukeln sie es, als wollten sie es in den Schlaf wiegen. Bekannt sind auch die Künste, die Vogelmütter anwenden, um ihre Brut vor einer ihnen drohenden Gefahr zu bewahren: naht dem Neste ein Feind, dann fallen sie vor dem Neste nieder, als wären sie vollkommen gelähmt, und scheinbar nur mühsam raffen sie sich auf, um ein Stückchen weiter fortzufliegen. Im Grunde sind sie aber vollkommen gesund und wollen nur auf diese Weise ihre Kleinen retten, indem sie die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich ablenken. Man hat aber auch in der Tierwelt Fälle beobachtet, wo die Liebe einer Tiermutter sich dem Nachwuchs einer anderen Tiergattung zuwandte. So ist es auf einem Gutshofe vorgekommen, daß zu gleicher Zeit eine Hündin Junge hatte und eine Glucke Kücken führte. Eines Tages war ein kleines Hündchen verschwunden. Vergeblich suchte man es überall, bis man es schließlich im Hühnerstall unter einer Glucke fand. Das kleine Tier fühlte sich offenbar sehr wohl unter dem Schutz der Flügel, die die Henne über ihm ausgebreitet hatte.

*

* **Katzenjäger in Leningrad.** In Leningrad wurde eine Truppe von sechs Männern und drei Frauen verhaftet, die allnächtlich in den Straßen der Stadt auf Katzenjagd ausgingen, und mit Hilfe einer Falle eine ansehnliche Menge einfingen. Sie häuteten die Tiere ab und verkauften die Haut für einen sehr annehmbaren Preis.



Rätsel-Ecke



Zahlen-Rätsel.



In obenstehendes Quadrat sind folgende Zahlen einzusetzen: 18, 47, 32, 47, 33 5, 62, 19, 34, derart, daß die drei wagerechten Reihen, sowie die drei senkrechten Reihen je die Additionssumme „99" ergeben

*

Reimergänzungs-Rätsel.

In diesem Augenblick, wo deine Augen
Gelassen diese Zeilen —,
Flammt irgendwo im Weltge —
Ein Glück auf, das durch alle Himmel —,
Doch auch ein Schmerz, der keine Grenzen —.

Zu diesem Spruch von Otto Promber sind die Reime zu suchen!

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 62.

Einsatz-Rätsel: Brei — Erbe — Berberei.

*

Besuchskarten-Rätsel:

EDITH, MARIANNE, MARGA, VERONIKA.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.